

Das Ende

Autor(en): **Weber, F.W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 44

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647196>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 44
XV. Jahrgang
1925

Bern
31. Oktober
1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Das Ende.

Von S. W. Weber.

Herbstregen sprüht auf Stoppelfeld und Heide,
Aufschauend bebt die Erde, nackt und bar,
Und wie im Sturm des Bettlers greises Haar
Weht flatternd das Geäst der alten Weide.

Sort mit den Schwalben flog die Sommerfreude,
Der Wald ist stumm, die Sonne blöd und blind,
Der letzten Halme letzte Kräne rinnt,
Eh sie zum Schlaf die müden Köpfchen senken.

Bald deckt ihr Grab mit Schnee der Winterwind
Und bald auch deins. Nun magst du Menschenkind
Des eignen Endes sorgenvoll gedenken.

Das Verbrechen der Elise Geitler.

Von Hermann Kesser.

5

Als die Geschwister, frei und freudig auschreitend, der Stadt nahen, war es noch zeitig, so daß es Otto erlaubt schien, statt der ebenen Straße den Umweg über eine waldige Höhe zu nehmen, von der man den Blick auf das ebene Land und den Bergsaum hatte, und die wie in Stufen zu grünen Wiesen hinunterfiel. Der Wind, der den beiden ins Gesicht blies, hatte am grauen Himmel ein blaues Fenster aufgerissen, durch das aufs neue wärmende Sonne auf alle Straßen und Hänge schien; das blaue Fenster vergrößerte sich mit jedem Schritt, den sie vorwärts gingen, und so hatten die beiden nach dem verhängten und trüben Morgen mit einem Male ein helles Dach über sich, nahmen es als eine gute Vorbedeutung für das, was der Tag schenken würde, und gaben sich einem Frohmut hin, in dem Gertrud mit allen Sinnen aufging, auf nichts anderes bedacht, als daß die Sonne, der Tagesglanz und die summende Stadt alles von ihr scheuchen sollten, was sie durchbebt und geplagt hatte. Sie sprang auf ihren hohen Beinen leichtfertig Otto voran, als der Pfad in Windungen stieg, stieß mit den Füßen dürres Laub vor sich her, das alt und feucht von der Schneeschmelze auf dem dunstenden Boden faulte, und jubelte dem Bruder, der oft weit hinter ihr blieb, durch das Gewirr der Bäume und Felsen zu, kletterte auch in ihrem Uebermut auf einen moosgrünen Steinblock und stand dann winkend und hoch über ihm, immer in einer neuen glücklichen Verwunderung über den Wald und die Felsen und die wilden verbogenen Bäume. Es war auch ein richtiger Mär-

chenwald, ein üppiges wildes Waldstück, noch nicht von der Art zerfetzt und noch nicht mit Wegen und Bänken bedeckt ein reicher und voller Wald mit verirrtten Trümmern von stundenweit fernen Felsenmauern aus dem Süden des Landes, mit Lärchen, Buchen und Tannen und hohem Farnkraut dazwischen.

„Nachts möcht' ich einmal hier sein!“ entfuhr es Gertrud, als sie am Arme des Bruders die freie Höhe erreicht hatte und entschleiert, scharf und tiefblau die Berge aus den verfürmten Wolken heraustraten. Otto aber deutete auf den silbergrauen Strom und die Brücken und wies nach der Stadt, die mit ihren Toren und Türmen breit und schwer am Rande der Ebene lag. Es sei Zeit, meinte er und zog die Schwester einen weichen Weg über blühende Wiesen und sprossende Kornfelder hinab, der sich mit anderen zu einem festen Pfad verband und endlich in eine Fahrstraße bog, auf der ihnen das Leben der Stadt entgegenkam, beladene Lastwagen mit pfeifenden Fuhrleuten, Spaziergänger, müdige und geschäftige Menschen. Bald umfloß die beiden Geschwister die Morgenregsamkeit harter gepflasterter Straßen und Gertruds bemächtigte sich jene leichte Erregung, die alle angreift, die aus der Stille des friedlichen Landes in den Schall und die Raschheit der großen Städte geraten, wo alles in Bewegung ist oder auf Bewegung wartet und nichts fest in sich bleiben kann, weil sich alles ringsum verändert.

Mitten auf einem Platz, über den ein Schützenregiment im Takt der Trommeln marschierte, mußte sie, durch den